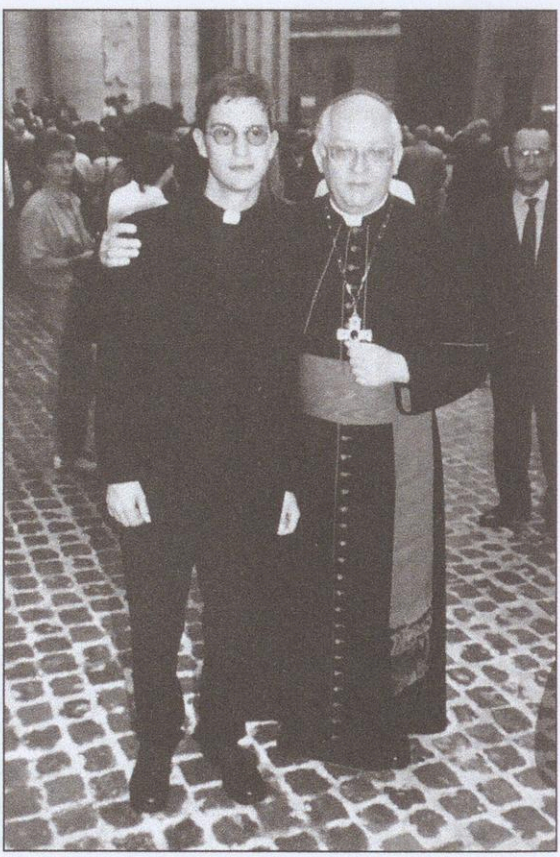
Christoph Jan Karlson

Georg Kardinal Sterzinsky aus der Sicht eines Sekretärs

Im Folgenden sollen einige Erinnerungen an den früheren Berliner Erzbischof Georg Kardinal Sterzinsky aus der Sicht seines Sekretärs wiedergegeben werden. Diese sind für einen Kurzvortrag des Berliner Diözesangeschichtsvereins zusammengestellt worden. Der vorgegebene Rahmen lässt von selbst nur eine stichpunktartige Auswahl und damit zusammenhängend eine Schwerpunktsetzung zu, die rein privater Natur ist. Eine umfassende Würdigung der Gestalt des bedeutenden Berliner Oberhirten kann und soll damit nicht erreicht werden. Vielleicht können einige Stichpunkte zum theologischen Denken, ein kurzer Blick auf Höhe- und Tiefpunkte seiner Amtszeit und schließlich ein anekdotenhafter Einblick in den übervollen Terminkalender des Kardinals jedoch seine Gestalt und die besondere Art und Prägung seiner Amtsführung lebendig werden lassen. Der Redestil ist weitgehend beibehalten. Der Autor war knapp vier Jahre von September 2000 bis Ostern 2004 Bischofssekretär.



Nach der Priesterweihe am 10. Oktober 1998 in Rom

Theologische Schwerpunkte

Kardinal Sterzinsky erhielt die Priesterweihe 1960 im Erfurter Mariendom durch Weihbischof Josef Freusberg, nach kurzer Kaplanszeit in Eisenach, St. Elisabeth, erfolgte bald seine Ernennung zum Präfekten im

Erfurter Priesterseminar im Jahr 1962. Diese war verbunden mit der Erstellung einer fundamentaltheologischen Dissertation über die „Theologie des Episkopates in den ersten drei Jahrhunderten", eine Betreuung durch Professor Fritz Hoffmann war angestrebt worden. Jener war zwar ein Spezialist für Ockham und den Nominalismus, – obgleich die Welt der Kirchenväter ganz auf der Linie einer theologischen Rückbesinnung *ad fontes* wie sie in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts Schule machte – lag, blieb sie doch im gegebenen Fall jenseits der Interessengebiete des Moderators.

Wegen der Promotionsrechte, die das Erfurter *Philosophisch-Theologische Studium* nicht besaß, kam man auf Heinrich Fries, der den Lehrstuhl in München angetreten hatte, er sollte die Arbeit betreuen – man kann allerdings am gigantischen Umfang des Themas erahnen, dass die Betreuung nicht besonders intensiv gewesen sein kann. Die andere, weit größere Schwierigkeit war der Zeitpunkt der Erstellung der Arbeit. Die Erarbeitung des Themas begann im Jahr 1962, und die Beratungen über das Verständnis des Bischofsamtes auf der Konzilsversammlung in Rom waren im vollen Gange. Das Dekret „Christus Dominus" über den Dienst der Bischöfe wurde im selben Jahr diskutiert – die Diskussionen über dieses Dekret (wie auch über die beiden Dekrete für Priester und die Priesterausbildung) waren recht lebhaft. Die Abstimmung war dann auch erst im Herbst 1965 auf der vorletzten Vollversammlung. Damit haben sich die Konzilsväter, die ja allesamt Bischöfe waren, eine Art „Verfassung" gegeben, die vorher nicht da war. Bis dahin wollte Sterzinsky allerdings nicht warten und ging nach Heiligenstadt, um in die Vikarie der Propstei gegenüber dem alten Jesuitenkolleg einzuziehen.

Und doch wird das Thema, das dem jungen Priester gestellt worden war, ihn sein Leben lang begleiten: Was ist ein Bischof? Was ist ein guter Bischof? Die Antwort auf diese Fragen finden wir im theologische Selbstverständnis von Bischof Sterzinsky: Dienen. Der Bischof leitet die Ortskirche als Stellvertreter (vicarius) und Gesandter (apostolus) Christi, ausgezeichnet mit der Fülle des Weihesakramentes, in Gemeinschaft und unter der Autorität des Papstes (Christus Dominus, Art. 3). Bischöfe werden „vom Heiligen Geist eingesetzt und treten an die Stelle der Apostel als Hirten der Seelen... sie sind wahre und authentische Lehrer des Glaubens, Priester und Hirten." (Christus Dominus, Art. 2.)

Lehrer – Verkündigung und Lektüre

Lehrer des Glaubens wollte Sterzinsky in jedem Fall sein. Davon zeugt die gewissenhafte Vorbereitung seiner Predigten. Es lag ihm nicht, Sachen fertig aus der Schublade zu ziehen. Er wollte situationsgemäß verkündigen. Typisch war sein fragender Predigtstil. Das Geheimnis Gottes, die Sakramente der Kirche, - all das wollte Sterzinsky den Gemeinden nicht einfach „vor den Latz knallen".

Die Predigten wurden oft in Nachtarbeit fertig, dann später auf Band diktiert oder abgetippt, damit die Pressestelle, die von den Journalisten nicht nur an den großen Feiertagen stets mit Vorabanfragen bedrängt wurde, endlich Ruhe gab.

Dann waren die Feiertage allerdings auch vorbei, und das Interesse an Schlagzeilen über das Predigtthema des Kardinals verflogen. Die heute übliche Praxis, Bischofspredigten als Manuskript schon einige Tage vorab den Journalisten zur Verfügung zu stellen, funktionierte bei Kardinal Sterzinsky nicht.

Predigtentwürfe verwertete Sterzinsky zwar manchmal - aber immer nur als eine Art Steinbruch. Sein eigener Stil kam doch immer durch. Kardinal Sterzinsky hatte gegenüber den eigenen Predigten eine äußerst kritische Haltung, die darin zum Ausdruck kam, dass er nur ungern Predigten an Verlage abgab, um daraus Bücher zu verfertigen. Er wollte die Texte vorher gerne noch einmal bearbeiten, was dann aufgrund des Arbeitspensums meist jedoch nicht geschah.

Kardinal Sterzinsky war ein äußerst belesener Mann. In der Katholischen Akademie befindet sich heute die Kardinal-Sterzinsky-Gedenkbibliothek – das ist mehr oder weniger die Gesamtheit der Bücher, die er im Laufe seines Lebens erworben hat. Fast alle deutschsprachigen Theologischen Zeitschriften hatte er ebenfalls privat abonniert. Diese wurden dann abends durchgearbeitet und mit Bleistift-Anmerkungen versehen. In die Sommerferien nahm der Kardinal eine Menge Bücher mit - anfangs in die Winklerstraße und später nach Teupitz - auf jeden Fall auch eine theologische Monographie, egal wie dick die sein mochte. Das Lesen machte ihm immer große Freude. Dazu gab es manchmal klassische Musik, gerne Beethoven.

Priester

Sterzinskys Auffassung vom Priestertum war geprägt durch Regens Erich Kleineidam und Professor Fritz Hoffmann. Die tägliche Feier der Messe war selbstverständlich. In bescheidenem Rahmen – zunächst mit den Schwestern, den Franziskanerinnen von Vöcklabruck, in der Bischofskapelle, dann mit seiner Schwester, Angestellten und dem Sekretär.

Das Sakrament der Firmung hat er gerne gespendet – vor allem in den Landgemeinden an den Wochenenden. Aus der Zeit der Teilung waren die Westberliner Gemeinden an die Firmfeier am Abend eines Werktags gewöhnt. Die abgelegenen Gemeinden – in den 90er Jahren brauchte man nach Vorpommern etliche Stunden Autofahrt – nach Rügen etwa fünf oder sechs – wurden daher an Sonntagen durch den Bischof besucht.

Der Kardinal nahm auch die Formulierung ernst, dass die bischöfliche Liturgie eine Vorbild-Funktion hat für das ganze Bistum. Er war nicht unbedingt ängstlich – aber folgte doch dem Wortlaut der Rubriken und Anweisungen des in den 90er Jahren erneuerten Zeremoniale sehr getreu. Es gab so manches Mal heftigen Ärger mit Pfarrern, die aus verschiedensten Gründen den Embolismus des Vaterunsers bei der Firmmesse weglassen wollten. Der Kardinal ließ sich dazu nie hinreißen.

Altarweihen hat er stets mit Freude vorgenommen und auch hier versucht, den liturgischen Vorschriften der erneuerten Liturgie gut und sinngerecht nachzukommen.

Die Priesterausbildung war ihm nicht nur aufgrund seiner Biographie wichtig. Er hat gerne mit den Seminaristen während der Ferien gesprochen. Ein solcher Seminaristenbesuch war immer mit der morgendlichen Messfeier verbunden, danach folgte ein ausgiebiges Frühstück und dann die Audienz im Arbeitszimmer des Kardinals, dessen Möblierung noch aus der Zeit seiner Vorgänger stammte.

Von daher mag es auch zu erklären sein, dass er die Initiative, in Berlin eine katholische theologische Fakultät zu errichten, aufgab. Er wollte um keinen Preis Erfurt gefährden. Und ein Umzug des Erfurter Priesterseminars nach Berlin erschien in den 90er Jahren als Illusion.

Kardinal Sterzinsky war auch als Bischof stets Seelsorger geblieben. Es gab immer Menschen, die ihn in schwierigen Zeiten und Lebenskrisen aufsuchten und die auch einen Termin bekamen, bzw. lange und handgeschriebene Briefe, für deren Lektüre man ein wenig Geduld und Übung brauchte, aber diese Briefe waren sicher für viele Menschen ein Schatz. Manchmal überkreuzten sich diese persönlichen Briefe mit Schreiben aus dem Ordinariat, die genau das Gegenteil oder in etwa das Gleiche besagten.

Hirte

Sterzinsky war ein begnadeter Sitzungsleiter - eine seltene Gabe. Über die „Regierungsform" der verschiedenen Konferenzen und Sitzungen – in denen die verschiedenen Gruppierungen des Bistums dann zu Gehör kamen – leitete er die Diözese. Die Sitzenden wurden allerdings nur selten mit Beschlüssen belohnt – entscheidungsfreudig war er - obwohl ungeduldig - nicht sehr, jedenfalls nicht in der Zeit zwischen 2000 und 2004. Es wurden immer die verschiedensten Aspekte gehört, abgewogen und erst dann nach längerer Bedenkzeit in möglichst breitem Konsens die Vorgänge abgeschlossen. Das bedeutete eine unglaubliche Menge an offenen Baustellen.

Die administrative Seite des Bischofsamtes war Sterzinsky aus seiner Erfurter Zeit vertraut. Dort war er einige Jahre Generalvikar und leitete ein kleines, aber gut eingespieltes Generalvikariat, das im Haus des Bischofs und in einigen umliegenden Häusern untergebracht war. In Berlin war die Verwaltung – schon allein aufgrund der weiter entwickelten Bürokratie in Westberlin – um einiges größer. Er sagte manchmal: „Berlin ist zwar im Verhältnis zu den meisten westdeutschen Diözesen ein sehr kleines Bistum, eigentlich zu klein (jeder kennt jeden, und wir können wichtige Posten nicht besetzen). Um es aber so zu leiten wie in Erfurt, nach dem Motto ‚ich mache alles allein' – dafür ist es wieder zu groß."

Im Grunde ist Sterzinsky immer Generalvikar geblieben. In seinem Sekretariat wurde eine Art Spiegel-Ablage geschaffen, die von der Sekretärin Frau Preuschoff geleitet wurde. Hier konnten Dokumente und ganze Vorgänge in Kopie (oder manchmal auch Original) aufgefunden werden, die eilig gebraucht wurden. Manchmal verliefen auch Vorgänge in den Abteilungen im Sande oder versanken in den verschiedenen „Bermuda-Dreiecken" von unklaren Zuständig-

keiten im Ordinariat. Dann gab es immer noch die Kopien von Frau Preuschoff, und die Sache konnte ohne Peinlichkeit beendet werden. Allerdings gab es auch Vorgänge, die der Kardinal an sich zog und leider auch mit ins Grab nahm. Der Nachfolger hat – was das Büro angeht – so nachhaltig mit den gewachsenen Berliner Üblichkeiten gebrochen, dass hier kaum etwas weitergeführt wurde.

Das Leitungsamt hat sicher den größten Teil seiner Arbeitszeit in Anspruch genommen. Man kann sagen, dass Sterzinsky das Bistum durchaus von seinem Schreibtisch im Bernhard-Lichtenberg-Haus aus leitete. Hier studierte er die Akten und diktierte Briefe und schrieb Predigten. Er war kein geborener Kommunikator. Man kann nicht sagen, dass Sterzinsky ein offener und gesprächiger Typ war. Wenn, dann überhaupt nur in sehr vertrauter Runde. Das machte es für Journalisten oft schwer, sich einen Zugang zu ihm und seinem Denken zu verschaffen.

Tagesablauf, Arbeitsstil

Hier kann nur die Zeit in Betracht genommen werden, in der der Autor selbst Sekretär war: von Sommer 2000 bis Ostern 2004. Die Tageseinteilung scheint Sterzinsky aus Erfurt mitgebracht zu haben: dort wurde bis in jüngster Zeit allmorgendlich im Bischofshaus 6:45 Uhr die Heilige Messe gefeiert. Nach einigen Bischofsjahren in Berlin war diese Uhrzeit allerdings auf 7:15 Uhr verschoben worden – nach Auskunft des Kardinals auf Bitten des Sekretärs Peter Wehr. Vor dieser Zeit widmete der Kardinal gewöhnlich eine längere Zeit der geistlichen Betrachtung und betete die Matutin und die Laudes des Stundengebetes.

Im Anschluss an das kurze Frühstück gab es die Zeitungslektüre oder eine Anfahrt zu Sitzungen am Dienstag, Mittwoch oder Freitag, die in der Wundtstraße, nur selten im Bernhard-Lichtenberg-Haus stattfanden. Das war eigentlich wöchentlich ähnlich.

Ein freier Tag war nicht mit dabei. Für die Terminplanung des nächsten Jahres gab der Kardinal gewöhnlich die Devise aus, einen Nachmittag, gegebenenfalls auch Vormittag pro Woche für die Lektüre im Kalender frei zu halten. Diese Freiräume wucherten dann aber meist kurzfristig wieder zu.

Die Mittagsmahlzeit wurde wie alle Mahlzeiten durch die Schwester des Kardinals zubereitet – und zwar nach Möglichkeit sehr pünktlich. Das Essen sollte um 12:30 Uhr beginnen, und zwar auf die Sekunde genau. Zu diesem Zeitpunkt erschien der Kardinal im Esszimmer – nachdem er vorher die Sext in der Bischofskapelle gebetet hatte. Nachdem Essen hielt der Kardinal gerne eine Siesta bis zum Kaffee um 14:30 Uhr. Bis zu diesem Zeitpunkt mussten sämtliche Posteingänge registriert sein, damit die Durchsicht der Post noch am Nachmittag möglich war.

Manchmal – wenn es besonders viel war – konnte die Post erst am Nachmittag hochgebracht werden. Das war misslich, denn dann blieb die Post entweder bis zum nächsten Tag liegen, oder deren Durchsicht wurde zur Nachtschicht. Der Sekretär hatte dann die Aufgabe, die vom Kardinal persönlich durchgese-

hene Post zu verteilen und die fertigen Vorgänge vollständig zur Unterschrift vorzulegen. Entweder kamen die Antworten aus dem Ordinariat, manchmal gab es Antworten im Auftrag, und manchmal wurden Antworten für den Kardinal entworfen, die dieser dann ausfertigte.

Entwürfe für Ansprachen v.a. für das Radio, Grußworte für Buchveröffentlichungen, Artikel für Zeitschriften hatte der Referent Dr. Ingenlath zu entwerfen. Darüber hinaus hatte er für die Bucheinstellungen in die private Bibliothek zu sorgen, die relativ häufig von verschiedenen Buchhandlungen kamen, zunächst am Gendarmenmarkt, später dann immer häufiger vom „Sonnenhaus" Ziegler. Am Nachmittag gab es anfangs auch die Sitte, einen Spaziergang zu machen. Meist bis zum Nikolaiviertel – wenn der Kardinal allein ging, betete er dabei unauffällig den Rosenkranz, wenn das Wetter es zuließ, sonst begab er sich nachmittags zum Rosenkranzgebet in die Kapelle.

Das Abendbrot lag recht früh um 18:30 Uhr. Das hatte den Grund, dass sich der Kardinal gerne durch Nachrichtensendungen informierte: 19:00 Uhr die „heute-Sendung" des ZDF, dann die „Berliner Abendschau" des SFB, dann die „Tagesschau" der ARD. Danach ging der Fernseher, den Sterzinsky noch von seinem Vorgänger Kardinal Meisner – wie sehr viele Ausstattungsstücke in der Wohnung – geerbt hatte, wieder aus.

Es begann die Abendschicht, die unterschiedlich ausfiel und meist bis etwa 23:00 Uhr oder sogar bis Mitternacht dauerte. Der Tag endete normalerweise in der Kapelle mit der Komplet – und nach fünf Stunden Schlaf begann ein neuer Tag – wieder in der Kapelle.

Neben den Arbeitssitzungen mit den Mitarbeitern im Ordinariat gab es auch Treffen mit den Priestern des Bistums, neben den vom Personaldezernat organisierten Priesterkonferenzen, vor allem die beliebten Jahrgangstreffen in der Winklerstraße, die vom Sekretariat vorbereitet wurden, wie auch die Treffen mit der sogenannten Kardinalsfamilie – also denjenigen, die den Bischof zu seiner Kardinalskreierung in Rom begleitet hatten.

Zu den Verpflichtungen des Bischofs, die Sterzinsky gegenüber dem Domkapitel hatte, gehörten auch eine ganze Reihe von feierlichen Pontifikalämtern, deren Anzahl in den Statuten des Domkapitels festgelegt war. An diese schloss sich stets eine Einladung zum Essen an. Das war vor allem im Herbst eine für die Küche anstrengende Zeit, denn hier häuften sich die Pontifikalliturgien. Aber dennoch waren diese Essen wichtig, um mit dem Domkapitel und mit den Priestern in der Bistumsleitung in Kontakt zu bleiben.

Zu den feierlichen Kathedralgottesdiensten kamen dann Visitationsreisen und Firmungen hinzu, deren Feier dem Kardinal und seinem Weihbischof oblagen. Sterzinsky legte eigentlich immer Wert darauf, möglichst viele Firmungen selbst zu spenden, denn obwohl der Kardinal kein Mann des lockeren Wortes oder des *small talk* war, so bedeutete ihm der Kontakt zu den Pfarreien sehr viel. Hier war es für den Chauffeur oder den Sekretär sehr wichtig, die Anfahrtszeiten sehr großzügig einzuschätzen, damit der Kardinal auf keinen Fall zu spät vor Ort er-

schien. Rote Ampeln waren ihm eine unerträgliche Sache, mit Zeitdruck noch viel mehr.

Wenn es dann passierte, dass das Bischofsauto sehr viel zu früh ankam, musste man irgendwo in einer Seitenstraße warten, um die Vorbereitungen nicht zu stören. Wahrscheinlich wusste er aus seiner Zeit als Pfarrer in Jena, dass es wenig hilfreich ist, wenn der Bischof eine Stunde zu früh in der Pfarrei erscheint und dem aufgeregten Pfarrer dann auch noch auf die Nerven geht. Eine Gemeinde jedoch durch Verspätung warten zu lassen, das war Kardinal Sterzinsky ein Greuel.

Außentermine, mit denen Sterzinsky sich schwertat, waren die zahlreichen gesellschaftlichen Einladungen zu Jubiläen und Festveranstaltungen aller Art. Bankette, Soiréen, Jahresversammlungen, wo ein Grußwort fällig war, das mit einem Glas Sekt belohnt wurde, waren ihm recht unangenehm. Er trank nämlich nur ungern Wein und konnte nicht lange stehen. Aber das Herumstehen mit einem Glas in der Hand gehört nun einmal zu diesen Veranstaltungen dazu. Für den Sekretär waren diese Abende ähnlich anstrengend, denn es genügte nicht, das Päckchen mit den Visitenkarten dabei zu haben; er musste auch versuchen, die Begegnungen so zu arrangieren, dass der Kardinal nicht den ganzen Abend von einem einzelnen Menschen, der unglaublich viel zu erzählen hatte, in Beschlag genommen wurde, sondern auch mit anderen ins Gespräch kam und sich dann irgendwann zurückziehen konnte.

Ein nicht unwesentlicher Teil der Arbeit des Kardinals bestand aus Verpflichtungen, die er für die Bischofskonferenz und für Dikasterien der Römischen Kurie übernommen hatte.

Der Kardinal war Mitglied der Bischöflichen Kommission für pastorale Fragen (K III), Vorsitzender der K XI (Kommission für Ehe und Familie) und auch deren Unterkommission Frauen in Kirche und Gesellschaft, die er selbst ins Leben gerufen hatte, und Mitglied der K XIV - der Migrationskommission. In der Migrationsarbeit hatte er mit Schwester Cornelia Bührle rscj eine Beraterin gefunden, deren umtriebige Arbeit dem Kardinal bald den Ruf einbrachte, hier einen Schwerpunkt seines bischöflichen Wirkens zu setzen. In Rom war er dann auch Mitglied des Päpstlichen Rates für die Familie (Pont. Cons. pro Familia) und Mitglied des Päpstlichen Rates für die Seelsorge an Migranten und Menschen unterwegs.

Das bedeutete gerade im Heiligen Jahr 2000 eine ziemlich häufige Anwesenheit des Kardinals bei den Sitzungen und Feiern, die von der Kurie organisiert wurden.

Bei den Fahrten zum Ständigen Rat nach Würzburg, zur K III, K XI, die an wechselnden Orten tagten, oder zur K XIV meist in Köln, oder in den beiden Wochen der Vollversammlung der Bischofskonferenz (jeweils im September und in der ersten Fastenwoche) war der Kardinal stets ohne Sekretär unterwegs. In Rom war der Chauffeur nie dabei, dafür aber immer der Sekretär, der für Dolmetsch-Dienste eingesetzt wurde.

Nach Erfurt zum Albertus-Magnus-Fest fuhren sowohl der Chauffeur als auch der Sekretär mit. Hier gab es eine gute Möglichkeit des Austauschs der Ostbischöfe, nachdem die sogenannte AG Ost, die als Nachfolgerin der Berliner Bischofskonferenz gegründet worden war, doch recht bald aufgelöst wurde, was manche Bischöfe als übereilt ansahen. Zu diesem Erfurter Treffen kam dann noch ein weiteres – nämlich das sogenannte Bischofstreffen der östlichen katholischen Bischöfe und ihrer evangelischen Amtskollegen. Es wurde alternierend vom Kirchenamt in Hannover und vom Berliner Sekretariat vorbereitet. Die rege Teilnahme aller Bischöfe an diesem Treffen zeigt, dass diese informelle ökumenische Konferenz, die auf eine Anregung des Erfurter Bischofs zurückging, einen festen Platz im Terminkalender hatte.

Kardinal Sterzinsky war auch lange Jahre Vorsitzender des Ökumenischen Rates Berlin-Brandenburg, hier war er doch ein Schüler von Heinrich Fries. Die Kirchenspaltung war für ihn ein Skandal, der überwunden werden müsse. Eine Blamage vor den Augen der Welt.

Höhepunkte der Amtszeit

Der Besuch von Papst Johannes Paul II. mit der Seligsprechung des Berliner Dompropstes Bernhard Lichtenberg im Jahr 1996 war ganz gewiss ein wichtiger Meilenstein in der Amtszeit von Sterzinsky. Allerdings wurde dieser Besuch auch wegen mangelnder Rücklagen schon damals mit einer Kreditaufnahme finanziert.

Ein jahrelanger und harter Weg, der in die für Sterzinsky vielleicht dunkelste Zeit geführt haben mag, begann mit der Herbstvollversammlung der Bischöfe in Fulda im Jahr 2002. Merkwürdigerweise kurz vor der Bischofskonferenz kamen die ersten Zahlen über eine drohende Insolvenz des Bistums an die Presse. So wurde die Vollversammlung zu einem Spießrutenlauf für den Kardinal. Später einigte man sich mit dem Sekretär der Bischofskonferenz P. Langendörfer und Kardinal Lehmann auf einen Notkredit des VDD unter der Bedingung, einen Beratungsvertrag mit McKinsey abzuschließen. Das erste Gespräch am 13. November war für den Kardinal eine verheerende und zutiefst verstörende Erfahrung. Es fand in einem Besprechungsraum des Flughafens Tegel statt. Zwei Herren des weltweit angesehenen und gefürchteten Beratungsunternehmens waren gekommen und baten in freundlichem Ton und ohne Umschweife um eine Art Einschätzung der Vermögenswerte und um eine Auflistung von Einrichtungen des Bistums, auf die der Kardinal als allerletztes verzichten würde. Im Auto sagte der Kardinal: „Alles, was nach der Wende aufgebaut worden ist, wird jetzt wieder zerstört. Und noch mehr. Wir werden noch weniger haben, als wir bei der Wiedervereinigung hatten. Wir müssen wieder bei Null anfangen. Wenn wir das überleben." Abgesehen von dem langen Prozess des Sterbens von Januar 2011 bis zu seinem Tod am 30. Juni dürfte dieser 13. November 2002 wohl der dunkelste Tag in der langen Bischofszeit von Kardinal Sterzinsky gewesen sein. Dass der Ökumenische Kirchentag im Sommer 2003 dennoch ohne größere

Schwierigkeiten mitten in der Beratungszeit durch McKinsey stattgefunden hat, und doch von allen Beteiligten als eine außerordentlich gelungene Riesenveranstaltung gewertet wurde, erscheint im Nachhinein wie ein kleines Wunder.

Schluss

Anekdote – 9. und 10. November 2000

Einen Einblick in das Arbeitspensum von Kardinal Sterzinsky gibt die Rekonstruktion eines Kalendertags: Eigentlich hätte am 9. November in Köln die K XIV tagen sollen. Da diese aber rechtzeitig abgesagt worden war, konnten am Vormittag sechs Skrutiniengespräche vor der Admissio, der Aufnahme unter die Bewerber für den Diakonat und Presbyterat, stattfinden. Um 15.00 Uhr war dann die Einführung des neuen Militärbischofs Walter Mixa und die nachgeholte Eröffnung des neuen Militärbischofsamtes am Schiffbauerdamm mit einem Festgottesdienst in der Katholischen Akademie. Das war ziemlich knapp, denn um 16.30 Uhr war die Teilnahme an einer Kranzniederlegung in der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße geplant, die in eine Demonstration münden sollte, die zum Brandenburger Tor führte. Eine Gruppe bekannter Journalisten und Schauspieler hatte die Werbetrommel gerührt und zu einem Zeichen gegen einen drohenden Rechtsradikalismus aufgerufen. So hieß diese Veranstaltung dann auch „Wir stehen auf für Menschenrechte und Demokratie" – ein Slogan, den eigentlich jeder unterschreiben konnte. Der Transfer der zahlreich erschienenen Prominenz sollte allerdings mit „VIP-Fahrzeugen" vonstattengehen. Nach der bewegenden Zeremonie im Vorraum der Neuen Synagoge wurde der Kardinal allerdings durch Sicherheitskräfte abgedrängt.

Ich nahm an, dass er vielleicht vom Regierenden Bürgermeister Diepgen oder einem anderen Politiker mitgenommen worden war. Den Chauffeur hatte ich in die Nähe des Brandenburger Tors bestellt. Mit meinem VIP-Ausweis hielt ich trotz des großen Andrangs von wichtigen Leuten, die alle in einen der schwarzen Mercedes-Wagen wollten, mehrere Autos fest, in der Hoffnung doch noch irgendwo den Kardinal zu finden. Schließlich fuhr ich dann mit Claudia Grothum zum Pariser Platz am Brandenburger Tor, wo die große Menschlichkeits- und Toleranz-Demo mit einer Rede des Bundespräsidenten stattfinden sollte, allerdings waren da die VIPs noch lange nicht da – sie waren im Stau der Mercedes-Wagen stecken geblieben. Die Schauspielerin Iris Berben bat die Zehntausenden immer wieder um Nachsicht und Geduld. Es war ein Chaos.

Ich hatte da eine halbe Stunde Zeit, mein Gesicht traurig-ernst auf einer gigantischen Video-Leinwand anzuschauen, denn die Zeit wurde mit einer Endlosschleife der Aufnahme des Klagegesangs des Kantors aus der Synagoge vom Nachmittag überbrückt. Ich weiß nur noch, dass Graf Lambsdorff ständig zu mir herüberrief: „Ach, sehen Sie mal, das sind ja Sie!"

Nachdem auch nach einer halben Stunde kein Kardinal zu sehen war, der in der ersten Reihe hätte sitzen sollen, ging ich zum Chauffeur und rief vom Autotelefon aus in der Bischofswohnung an. Da ging dann der Kardinal ans Telefon

und sagte: „Na, wo bist Du denn gewesen? Du kannst mich doch nicht einfach im Stich lassen!" Ich erklärte ihm, wie die Sache geplant gewesen war und dass alles nicht so funktioniert hätte. Er hatte mich aus den Augen verloren und ist dann einfach auf eigene Faust zu Fuß von der Oranienburger Straße nach Hause gegangen.

Ich fuhr schnell in die Französische Straße, schickte den Chauffeur in den Feierabend, und gemeinsam auf vielen Umwegen gelangten wir dann doch noch in die Katholische Akademie, wo die Generäle der Bundeswehr und Bischof Mixa ungeduldig, aber bereits in bester Laune auf den Kardinal warteten. Wenigstens konnte man bei dem Bankett sitzen, denn es gab viel zu essen. Allerdings musste diese Feier in sehr engen zeitlichen Grenzen stattfinden, denn nächsten Morgen hatte der Kardinal nämlich spätestens um 7 Uhr am Flughafen Tegel sein, um zur sog. gemeinsamen Konferenz des ZdK und der DBK nach Bonn zu fliegen. Am Sonnabendvormittag schließlich fanden noch die weiteren drei Skrutinien der Priesteramtskandidaten statt – diesmal für die Seminaristen von Redemptoris Mater, dann am Nachmittag die Sitzung des Diözesanrates, am Abend eine Firmung in St. Stephanus, Spandau – wo wir unseren neuen und großartigen Chauffeur Herrn Waindok zum ersten Mal kennenlernten. Am Sonntag wartete das 100. Kirchweihjubiläum der Steglitzer Rosenkranzbasilika mit Festgottesdienst und Mittagessen auf uns, und am Abend spät um 21.45 Uhr in Begleitung des Pressesprechers Andreas Herzig ein Termin bei Sabine Christiansen – da sollte es um die sogenannte Lebenspartnerschaft und die sogenannte Homo-Ehe gehen.